

Im Abendhaush.

Von F. Steidelmüller.

Blühende Glodenblüthen
Niden auf den Matten,
Schönheiten mit Margueriten
Im Abendhaush.

Leiser und leiser klingt es
In den stillen Kisten,
Schlummer und Frieden bringt es —
Traum und Hauch und Düften.

Traumfächer auf weichen Matten —
Neben bleichen Blüthen —
Niden im Abendhaush —
Milde Margueriten —

Düsseldorf.

Aus den bescheidenen Anfängen
hat sich das ehemalige Dorf an der
Düssel emporgehoben zur schönsten
unter den niederrheinischen Großstädten,
zur Metropole der westdeutschen
Kunst, zur herrlichen Garten- und
Landschaftsstadt, welche ihresgleichen weit
und breit nicht findet. Die Entwickelung
dieses Stadtbildens war hauptsächlich
in den letzten Jahrzehnten eine
verblüffend großartige, wenn sie auch
dadurch begreiflich wird, daß die Lebens-
bedingungen für die Stadt überaus
ausgünstig sind. In der durch
Fruchtbarkeit reich gesegneten niederrheinischen
Tiefenebene und unmittelbar
an Rheine liegend, konnte sich Düsseldorf
besonders infolge des aufblühenden
Schiffverkehrs zu einem Handels-
mittelpunkte von hervorragender Be-



Stadthaus.

deutung erlangt; aber auch die hoch-
entwickelte Industrie des Rheinlandes
und der angrenzenden Gebiete trug
nicht wenig zur Gebung der Stadt bei,
welche sich der denkbar vortheilhaftesten
Lage für eine großindustrielle Central-
ort befand. Das rege Kunstleben Düsseldorf
zog die feine Welt dahin, die
klimatischen Verhältnisse förderten
eine stark aufsteigende Bevölkerung,
und die Stadt schlang sich zu einer der
bedeutendsten unter ihren deutschen
Schwesterstädten auf. Heute zählt sie
mehr als 200,000 Seelen und darf sich
dabei auch nach ihrer Einwohnerzahl
mit den ersten deutschen Großstädten
messen.

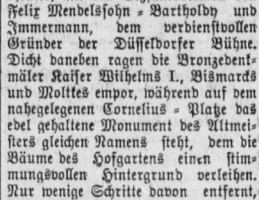
Der Gesamtflächenraum, welchen
die Stadt umfaßt, beträgt ca. 5000
Hektar, wovon Ende 1895 (nur bis
dahin liegen sichere Erhebungen vor),
ca. 800 Hektar einschließlich der Haus-
gärten und Höfe bebaut waren; ca.
500 Hektar waren mit öffentlichen
Parks und Gärtenanlagen bebaut,
ca. 400 Hektar mit künstlichen Gewässern
und ca. 3300 Hektar mit größeren
Gärten, Forst- und landwirtschaftlichen
Anlagen. Diese Zahlen illustri-
ren beiderlei als viele Worte die außer-
ordentlich günstigen sanitären Ver-



Markt mit Rathhaus.

hältnisse der Stadt, deren breite,
schöne Straßen sich mit denen jeder
Weltstadt messen können und die so
prächtige moderne Architektur auch
in ihren Privatbauten aufweist, wie sie
nur wenigen der schönsten Städte eigen
sind. Dieser Vorzug Düsseldorf tritt
erst jetzt in die Erscheinung, wenn
der Fremde, vom Bahnhof kommend,
den Wilhelmplatz mit seinem freund-
lichen gärtnerischen Anlagenkreise
betritt. Der Platz wird fast aus-
schließlich von hohen öffentlichen
und privaten Monumentalbauten einge-
rahmt, die den großstädtischen Charak-
ter voll zum Ausdruck bringen. Mit
Wäutern bepflanzte Straßen von im-
ponanter Breite führen binnen weniger
Minuten in das Herz der schönen
Stadt. Düsseldorf darf mit Zug und
Recht eine schöne Stadt genannt werden,
schon allein seines herrlichen Hof-
gartens wegen, der mit seinen großarti-
gen, opulenten Parkanlagen, seinen
Hügeln und Rasenflächen, seinen
Blütenbüscheln und Vogelgefangen
ein gar nicht hoch genug zu schätzendes
Kleinod der Großstadt bildet. Diese
Anlagen, wohlgepflegt und mit
bestem gärtnerischen Geschmack ange-

demie, die Bildungsstätte der Düsseldorfer
Kunstlerklasse, an der eine
ganze Reihe berühmter Professoren
wirkte. Unmittelbar daran grenzt das
Historische Museum mit seinen reich-
haltigen Sammlungen von hohem cul-
turalgeschichtlichen Werthe. Ganz in
der Nähe am Friedrichsplatz befindet
sich die Kunsthalle mit der bedeutenden
städtischen Gemäldesammlung, die ge-
genüber erblickt man das Central-Ge-
werbemuseum, das ebenso umfang-
reiche wie werthvolle kunstgewerbliche
und ethnographische Vordibereollections-
entfallt. Auf der anderen Seite
der Alleestraße erhebt sich das Stadt-
theater, mit den Erzstänbildern von
Felix Mendelssohn - Bartholdy und
Zimmermann, dem verdienstvollen
Gründer der Düsseldorf'scher Bühne.
Dicht daneben ragen die Bronzedenk-
mäler Kaiser Wilhelms I., Bismarcks
und Moltkes empor, während auf dem
nahegelegenen Cornelius - Platz das
edel gehaltene Monument des Altmeis-
ters gleichen Namens steht, dem die
Bäume des Hofgartens einen stimmungsvollen
Hintergrund verleihen. Nur wenige Schritte davon entfernt,
gleichfalls im Hofgarten, hat das Krieg-
denkmal aus weißem Marmor, die
vielerwähnte Schöpfung des Düssel-
dorfer Professors Hilgers, einen Platz
gefunden, der des Bildmerks würdig
ist. Das Cornelius - Denkmal bildet
den nördlichen Abschluß der schattigen
Königsallee mit ihren altemwürdigen
Baumreihen, die die Verbindung zwi-
schen dem Hofgarten und den prächtigen
Anlagen des „Schwanenparks“
herstellt. Hat man die Allee durch-
wandelt, so gelangt man zum Apollo-
theater, und am Graf Wolff - Platz,
der gleichfalls schöne Anlagen auf-
weist, vorüber zum Schwanenparks,
einer Gruppe großer Seen, die fröhliche
Sonnenscheiter beleben, mit lieblichen
Parkanlagen, Promenadenwegen
und Spielplätzen für Kinder. Ueberaus
wirkungsvoll hebt sich aus
dem umfangreichen Parkarrangement
das imposante Ständehaus, der Sitz



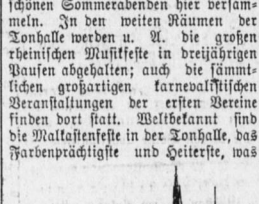
Ständehaus.

der rheinischen Provinzialverwaltung,
durch seine majestätische Architektur
ab, vor dem eine plastische Veranschau-
lichung des Rheines und seiner Neben-
flüsse in kunstvollem Bronzegeßel
Aufstellung gefunden hat.



Rosakirche.

Dem Vergnügen und Kunstgenüssen
dient in erster Linie die städtische Ton-
halle an der Schadowstraße, das ge-
räumigste und feinste Concert- und
Ballsaal der Stadt, mit ihren zwölf
großen und kleineren Sälen, ausge-
dehntem Weinleseereien, komfortablem
Café-Restaurant und schattenterrassen,
namentlich bei der magischen Abendbe-
leuchtung idyllisch-schönem Garten,
wie geschaffen für den gewählten musikalischen
Darbietungen des renommit-
testen städtischen Orchesters, die die ganze
musikliebende Welt Düsseldorf's an die
schönen Sommerabenden hier verlan-
gen. In den weiten Räumen der
Tonhalle werden u. A. die großen
rheinischen Musikfeste in dreijährigen
Räumen abgehalten; auch die sämtlichen
größartigen farneologischen
Veranstaltungen der ersten Vereine
finden dort statt. Weltbekannt sind
die Mattheisenfeste in der Tonhalle, das
Farbenprächtige und Feinste, was



Am Hafen.

der phantastische Künstlerhumor zu er-
finden vermag.

Von schönen öffentlichen Gärten
verdient vor allem das Flora - Ge-
bäude in Eicken der Stadt Er-
wähnung, das hauptsächlich eine wun-
derbare Flora (namentlich in seinem
Palmenhaus) aufweist und zugleich
als gutes Concertlokal sehr beliebt ist.
Ebenso bietet der im südlichen Willen-
dierthal gelegene Zoologische Garten
viel Sehenswerthes, speziell in Bezug
auf seinen umfangreichen Thierbe-
stand; eine künstliche Burganlage ge-
währt überdies lohnenden Rundblick
auf das Stadtpanorama, die Rhein-
ebene und die Grafschafter Hügelreihe
mit ihrem prächtigen Waldbestand.

Ein architektonisch meist sehr gut sit-
uierter Kirchen ist die Stadt besonders
reich. Durch ihr ehrwürdiges Alter
zeichnen sich aus die Lambertus-, An-
dreas- und Marien-, in neuerer Zeit
sind die Marien-, Rochus-, Petrus-
und Johanniskirche entstanden. Man-
che dieser Gotteshäuser bergen werth-
volle Schätze, hauptsächlich die An-
dreas- (frühere Jesuiten-) und die
Lambertuskirche. Unter den öffent-
lichen Gebäuden darf das Rathhaus,
das zur älteren Hälfte in gothischem
Stile erbaut ist, während der neuere
Anbau die Architektur der französi-
schen Renaissance zeigt, nicht uner-
wähnt bleiben. Von der größten Be-
deutung für die commerciale Entwickelung
der Stadt ist die Rhein-Schiffahrt
und dieser dienen die großartigen Ha-
fenanlagen, welche über 10 Millionen
Mark gekostet haben.

Im niederdeutschen Moor.

Von F. Steidelmüller.

Im Frühjahr, wenn die Sonne
wieder Kraft und Wirkungsstärke
gewinnt, wenn sie die Winterfeuchte
aus dem Boden trocknet, dann zieht
„Van dom Moor“ hinaus auf seinen
Acker. Im Herbst hat er schon das
Heubrot abgehoben vom Boden und
ihn zerhackt. Nun kniet er nieder auf
die schwarzbraune, wurzelige Erde und
zündet ein Bund Stroh an, das er über
sein Feld zerstreut. Langsam fängt
der Boden Feuer. Oft muß es noch
hier und da mühsam angefacht wer-
den. Meist aber bläst es der Früh-
jahrswind an. Damit der Wind nicht



Haus im Teufelsmoor.

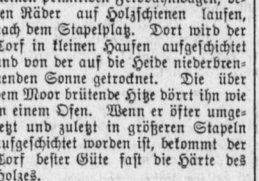
die Flamme zu weit trage und das
wohntätige Feuer in blinder Raserei
Haus und Hof, Baum und Zaun zer-
stört, wird an der dem Winde entgegen-
gesetzten Seite ein breiter Spuhgraben
ausgehoben. Wenn das Feld am
Rande des Grabens brennt, werfen die
Bauern die torfigen Schollen mit lan-
gen, zweijährigen Forten über das
Moor. Die brennenden Schollen ent-
zünden so nach und nach das ganze
Feld.

Ist das Moorbrennen beendet, so
hat der Moorbauer seine Frühjahrs-
stellung hinter sich. Pflügen und Eg-
gen ist ihm erpari. Er braucht nur
den Buchweizen in die Wäse zu säen
— und dann im Spätsommer zu ernten.
Diese leichtfertige Beadertung zieht
nützlich nur das aus dem Boden, was
der Torfbauer gerade nothwendig
braucht. Es ist ein Leben in Dürftig-
keit und übermäßiger Bescheidenheit,
das ihm durch das Moorbrennen ge-
staltet wird. Da aber schließlich alle
Menschen nach größeren Genüssen stre-
ben, begnügt sich auch der Moorbauer
nicht mehr allein mit dem Ertrag der
gebrannten Felder. Auch er führt nach
und nach eine angebrachte bäuerliche
Bearbeitung des Bodens ein. Die hat
natürlich ihre dem Boden entsprechen-
den Besonderheiten. Vor allen Dingen
müssen Gräben durch das Gelände ge-
zogen werden, damit der ausgehobene
Torf, der den ertragfähigen Ackerboden
bedeckt, fortgeschafft werden kann nach
den Ställen, die am Rande des Moors
liegen. Bremen ist eine Hauptabneh-
merin der Torfbauern.



Moorbrennen.

Im Frühjahr beginnt das Torfgrä-
ben. Es kostet etlichen Schwelz. Im
Sonnenbrand steht der Bauer in den
Torfgräben. Mit einem langen, mei-
serähnlichen Spaten schneidet er in
die schwarze, brennwillige Erde, ge-
reicht sie in regelmäßige Würfel und
hebt sie mit kunstgerechten Stichen her-
aus. Vorher mußte er aber erst die
zähe Grasnarbe, die Winterde, abheben
und an einer freien Stelle aufschichten.
Diese Winterde wird später wieder
über den Acker zerstreut. Ein Mann,
der zur Seite des Torfgräbers steht,
hebt die Torfstücke mit einem
Spatenstich heraus. Eine Bauersfrau
fährt den Torf auf Karren oder auf
kleinen primitiven Feldbahnwagen, deren
Räder auf Holzschienen laufen, nach
dem Stapelplatz. Dort wird der
Torf in kleinen Haufen aufgeschichtet
und von der auf die Heide niederbre-
nenden Sonne getrocknet. Die über
dem Moor brennende Hitze hört ihn wie
in einem Ofen. Wenn er öfter umge-
setzt und zuletzt in größeren Stapeln
aufgeschichtet worden ist, bekommt der
Torf bester Wille fast die Härte des
Holzes.



Beim Torfstechen.

Aber nicht immer ist mit dem Ste-
chen und Aufschichten die Arbeit des
Torfbauern gethan. Nicht jeder Torf-
bauer hat den besten dunklen Torf
zum Eigenthum, der nur von der Mut-
ter Erde zu lösen ist. Mancher arme
Teufel muß mühsam den leichten, hel-
leren und gebaltlosen Torf seiner
Stiche mit Spaten und Hacke lö-
shauen. Und will er nur einigermaßen
einen Gewinn dafür erzielen, so muß
er diesen „Wadtorf“ auf flachem Feld
aufseuchten und gehörig „petten“, das
heißt: mit den Füßen treten, daß er
dichter und gebaltvoller und somit
auch werthvoller wird. Sonst kann
dieser Torf nur zu schlecht bezahlt
Streu und zu jenen Inbuitreerzeug-
nissen gebraucht werden, die, wie
Bierunterlage, Verbandstoffe, Zünd-
steine, Tapeten und Aehnliches, heute
erst ein verhältnismäßig beschränktes
Abgabebiet haben.

Nicht immer sind die Torfstiche von
gleicher Mächtigkeit und Tiefe.
Mände haben eine Ausschlagungs-
fähigkeit von acht Metern, viele aber
nur von drei und zwei Metern. Die
Torfstiche erscheinen mit ihren heißen,
dunklen Wänden, mit ihrem drachen-
artigen Boden und mit den überall auf-
geschichteten Torfhaufen, die so hoch wie
die Hüften im Moor aufgestapelt sind,
fast wie ein einziger zu Tage liegendes



Bereitungen von Wadtorf.

Bergwerksfeld. In manchen Theilen
des Moors reibt sich Torflich an
Torflich. Eine schwarze Grube
gähnt hinter der anderen. Der flache
Horizont wird nur von wenigen Bäu-
men und dürftigen Gestrüpp unter-
brochen.

In den am Rande des großen Teufels-
moors, das zwischen der unteren
Elbe und Weser seine schwammige
Pflanzenerde lagert, liegenden hochba-
nderen Wäldern steht es anders aus.
Da steigen in den Torflücken Terrassen
über Terrassen an. Und alle sind be-
pflanz, und Weide ziehen Flüsse über
die gut gebungte Erde. Aber nicht
überall trägt der nachgiebige Boden
das Pferd. Wohl hat der Torfbauer
bereits einen Ausweg gefunden. Eben-
so, wie er selbst auf breiten Holzschuhen
über das Moor geht, bindet er auf sei-
nem Pferde Holzschuhe unter die Hufe.



Torfkahn.

Aber das sind nur dürftige Nothbe-
helfe. Die ganze Arbeit im Moor hat
noch etwas Urmüthiges an sich. Beson-
ders der im Herbst vor sich gehende
Transport des Torfs. Schmale,
schwarze Rähne, die etwa eine Länge
von 22 bis 25 Fuß haben, ziehen die
Canäle entlang. Die geradlinig ge-
stochenen Wasserwege sind meist gerade
so breit, daß zwei einander begegnende
Rähne drauf fahren können. In den
Gräben muß der mit ungefähr 17,000
Pfund Torf beladene Kahn geschoben
werden. Der Bauer setzt ein Auber
hinter eine der Holzränder des Rahns;
das Griffende stemmt er in Hüfthöhe
an den Körper und bringt so den Kahn
ornähts. Erst auf der Hamme, einem
Moorfuß, der einem Bronzeblech
gleich, kann der Bauer sein braunrot-
thes Segel aufsetzen.

Noch ist fast das ganze, viele Meilen
breite und lange Moor in seiner Ur-
wüchsigkeit vorhanden. Der Bauer
lebt noch mit seinem Vieh unter einem
gemeinsamen Dach. Dieses breite Sie-
bedach beschützt Wohn- und Schlaf-
raum, Herd, Stall, Scheuer und Vor-
ratskammer. Es ist gewissermaßen
ein Symbol für das Leben im Moor.
Es zeigt, wie wenig die so schnell fort-
schreitende und unwidrige Cultur
hier im Grunde zu wirken vermochte.

Das Bierherz.



„Ja, mein Lieber, Sie haben ein
„Bierherz“ und dürfen von nun ab
kein Bier mehr trinken!“
„Was net über!... Zu was hab' ich
dann nachher mei' Bierherz?“

Aus der Gesellschaft.



„Das gestrige Sittenstück, Herr
Doctor, war aber schon im ersten Akte
sehr unmoralisch!“
„Und Sie blieben doch bis zum
Schlusse?“
„Nun, wenn man einmal in der Ver-
sorgung drin ist!“

Couragirt.



Mann: „Gehst Du heute nicht in
das Kaffeekränzchen?“
Frau: „Nein, ich will das Gerüde
über mich einmal hinter mir haben.“
„... 's will net grob wer'n, Siegl
— aber wenn i' mit 'm Deim' Schädel
ansau' und mei' Prahn, glaub' i'
alleneil: die g'hör'n g'samm!'“

Wintermanöver in Norwegen.

Von F. Steidelmüller.

Die Kriegsgeschichte der neueren
Zeit lehrt, daß die Operationen im
Feld nicht mehr, wie früher, zur Win-
terzeit eingestellt werden können; des-
wegen müssen die Truppen, welche
kriegstüchtig gemacht werden sollen,
auch im Winter Übungen vornehmen,
damit sie die Einsätze dieser Jahres-
zeit, zumal härtere Kältegrade, ertra-
gen lernen, ohne zu sehr darunter zu
leiden. Ganz besonderen Werth legt
man infolge der dortigen klimatischen
Verhältnisse in Rußland und in Nor-
wegen darauf, zur Winterzeit eine
entsprechende Ausbildung der Trup-
pen vorzunehmen. Unsere Abbildun-
gen bringen interessante Scenen aus
den Wintermanövern in Norwegen, die
die Bekleidung und Ausrüstung der
Truppen bei diesen Übungen veranschau-
lichen. Nach dem Reorganisations-
plan von 1887 gliedert sich die
norwegische Kriegsmacht in drei Auf-
gebote: Linie, Landwehr und Land-
sturm. Im Frieden gibt es keine hö-



Zelt neuen Systems.

heren Truppeneinheiten aus gemisch-
ten Waffen; erst im Krieg treten die
drei Aufgebote in gemischte Verbände
über. Die Stärke der Friedensforma-
tionen für 1902 beläuft sich auf
19,700 Mann; die Kriegsstärke wird
auf 38,280 Mann berechnet. Als be-
sondere Eigenthümlichkeit hat das nor-
wegische Heer nicht nur eine aus fünf
Compagnien bestehende Schiffschuh-
läuftruppe aufzuweisen, sondern die
Fußtruppen werden auch im Gebrauch
der Ski oder Schneeschuhe planmäßig
ausgebildet. Da die Temperatur in
Norwegen nicht selten bis auf —39
Grad Celsius herabsinkt, so sind für
das Wäutieren der Truppen ein
Haupterforderniß zweckentsprechend
construirte und eingerichtete Zelte.
Unsere Abbildung stellt ein Zelt
neuen Systems mit Stangenstütze
dar; davor stehen im Schnee die
Schneeschuhe, mit denen neuerdings
auch andere Heeresverwaltungen (z. B.
in Deutschland, Oesterreich - Ungarn,
Frankreich, Canada) Übungen vor-
nehmen lassen. Das im Innern eines
solchen Zeltes, das Raum für 16
Mann bietet, mit Holzschichten unter-



Felddienuniform.

haltene Feuer wird in einem Netz aus
Eisendraht aufgehängt. Eine andere
Aufnahme zeigt die neue Infanterie-
Lageruniform für Winterübungen;
bei den Wintermanövern im Norden
von Ostfriesland wurde auch eine In-
fanterie - Uniform für den Felddienst
erprobt, vom Volke „Burenuniform“
genannt, die sich bestens zu bewähren
scheint.

Durch die Blume.



„Herr Nachbar, ich hab' g'laubt,
Sie sind krank — und jetzt hab' n' S'
doch schon wieder a' Maß!“
„So, bin ich vielleicht nicht krank,
wenn ich erst zwei Maß hab'?“

Ein Opfer der Kunst.



„Herr Nachbar, ich hab' g'laubt,
Sie sind krank — und jetzt hab' n' S'
doch schon wieder a' Maß!“
„So, bin ich vielleicht nicht krank,
wenn ich erst zwei Maß hab'?“

Anspielung.



„Was hat denn das zudringliche
Weid von Dir gewollt, Emille?“
„Abgelegt Kleider.“ „Die hat
nämlich auch nichts zum Anziehen!“

Heringefallen.

Von F. Steidelmüller.



„Nicht wahr, liebes Kind, man
ist doch nur, wie der Franjoze sagt, so
alt, als man scheint?“
„O gewiß!... Sie zum Beispiel,
gnädige Frau, scheinen sicher erst
dreißig!“
„Oho, das möchte ich mir verbiten
— ich bin erst dreißig!“



Im zoologischen Garten.

Mutter: „... Leugne nicht, ich habe
eben bestimmt gehört, wie Du Dich
von dem Vetter hast küssen lassen!“
Tochter (verlegen): „Nein... ganz
gewöhnlich, Mama; das... das wa-
ren die beiden Elephanten!“

Gegenbeweis.



„Ja, eine Malerin — ohne alle
Verwandte!“
„Desto besser! Die Malerei ist doch
wirklich eine ganz geräufliche Kunst.
Worüber beklagst Du Dich also?“
Er deutete nach oben.
„Siehst Du den Himmel dort? Wel-
che Farbe hat er?“
„Das heißt, Karle Blau!“
Er nickte lächelnd; dann erwiderte
er mit dumpfer Stimme:
„Ich sehe ihn grün. — Und die
Wälder dort blau. — Ich habe eine im-
pressionistische Malerin geerbtet,
und jetzt werde ich langsam farben-
blind. Ich ist nicht mehr zu helfen.
Mein Hirn wird zu einer impressionis-
tischen Palette... ich denke nur noch
roth, grün, blau. — Ade, besuche
mich nicht!“

Merkwürdige Tagierung.



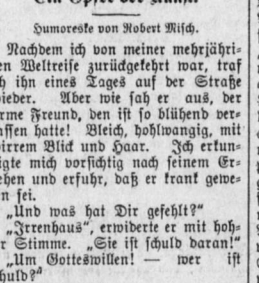
„Was kostet die Henne, Bäuerin?“
„Als Suppenhuhn 2 Mark, zum
braten 3 Mark!“

Versehene Auffassung.



„Herr Nachbar, ich hab' g'laubt,
Sie sind krank — und jetzt hab' n' S'
doch schon wieder a' Maß!“
„So, bin ich vielleicht nicht krank,
wenn ich erst zwei Maß hab'?“

Ein Opfer der Kunst.



„Herr Nachbar, ich hab' g'laubt,
Sie sind krank — und jetzt hab' n' S'
doch schon wieder a' Maß!“
„So, bin ich vielleicht nicht krank,
wenn ich erst zwei Maß hab'?“

Sumoreste von Robert Mich.

Nachdem ich von meiner mehrjähri-
gen Weltreise zurückgekehrt war, traf
ich ihn eines Tages auf der Straße
wieder. Aber wie sah er aus, der
arme Freund, den ich so blühend ver-
lassen hatte! Bleich, hochwänglich, mit
wirrem Blick und Haar. Ich ertum-
delte mich vorsichtig nach seinem Er-
gehen und erfuhr, daß er krank gewe-
sen sei.
„Und was hat Dir gefehlt?“
„Frenhaus“, erwiderte er mit ho-
her Stimme. „Sie ist schuld daran!“
„Am Gotteswillen! — wer ist
schuld?“
„Meine Frau.“
„Die schöne Elisabeth?“
„Ja, witterte eine Tragödie: Kurz
vor meiner Abreise hatte er eine Via-
niffin von ihr gekauft.“
„Elisabeth? — Ach so... ja —
auch! Ich spreche von meiner jetzigen,
d. h. eigentlich von meiner zweiten
Frau!“
Ich blühte ihn erkant an. Er
sahen wirklich verzerrt.
„Dreimal habe ich mich scheiden las-
sen, d. h. nur zweimal scheiden und
dreimal verheirathet. Also höre zu
und nimm Dir ein Exempel daran!“
„Elisabeth spielte Klavier! — von Wor-
gen bis Abends Klavier! Statt Ge-
sellschaftlichen, Unterhaltungen — Kl-
— C m p e d i e n s m e e t h e
f f i r m a. A.: „Bei welchem Schnei-
der lassen Sie eigentlich machen?“ B.:
„Warum wollen Sie das wissen?“ C.:
„Nun, weil ich auch einen brauche, der
pumpt.“